



**TOM CLANCY'S**  
**SPLINTER**  
**CELL**  
**CONVICTION™**

TOM CLANCY'S GHOST RECON  
ROMAN ZUM GAME

David Michaels

**panini BOOKS**

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Dieses Buch wurde auf chlorfreiem,  
umweltfreundlich hergestelltem Papier gedruckt.  
In neuer Rechtschreibung.*

Amerikanische Originalausgabe:

„TOM CLANCY'S SPLINTER CELL®: Conviction“ by David Michaels,  
published by The Berkley Publishing Group, New York, November 2009.

Copyright © 2010 by Ubisoft, Ltd.

*Tom Clancy's Splinter Cell: Conviction* copyright © 2010 by Ubisoft Entertainment. All Rights Reserved. Splinter Cell, Ubisoft, and the Ubisoft logo are trademarks of Ubisoft in the U.S. and other countries. Tom Clancy's Splinter Cell © 2009 by Ubisoft Entertainment S.A.

No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in this publication and those of any pre-existing person or institution is intended and any similarity which may exist is purely coincidental. No portion of this publication may be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright holder(s).

Übersetzung: Medienbüro Andreas Kasprzak  
Lektorat: Medienbüro Andreas Kasprzak  
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest  
Chefredaktion: Jo Löffler  
Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart  
Cover Design by Rita Frangie  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-8332-2052-4

1. Auflage, März 2010

**[www.paninicomics.de/videogame](http://www.paninicomics.de/videogame)**

# 1

## REIMS, FRANKREICH

Die Zielperson war sich ihrer Tarnung so sicher, dass es Sam Fisher kaum Schwierigkeiten bereitete, sie aufzuspüren, und noch weniger zu entscheiden, wie man sie am besten ausschaltete. Romain Doucet war vom professionellen Standpunkt aus betrachtet nicht unbedingt die härteste Nuss, die Fisher je zu knacken hatte. Um ehrlich zu sein, kam er dem nicht einmal nahe. Nichtsdestotrotz stand er auf Fishers „Menschlicher Abfall“-Liste ziemlich weit oben.

Seit über einer Stunde hielt Doucet auf der Freilufttribüne eines Basketballfelds abseits der Rue Voltaire Hof, im Schatten der Kathedrale Notre-Dame. Der Franzose war eine beeindruckende Erscheinung: annähernd zwei Meter groß, ungefähr 135 Kilo schwer, mit dem Körper eines Gewichthebers. In krassem Gegensatz dazu standen sein taubenblauer Trainingsanzug im Gangsta-Stil und die protzigen Goldketten, die er um den Hals trug.

Fisher, der an seinem Kaffee nippte und eine Ausgabe der *L'hebdo du Vendredi* las, beobachtete Doucet und versuchte zu erraten, was für den Franzosen wohl von so großem Interesse sein mochte. Dem Gelächter und Gegaffe seiner fünf Landsmänner nach zu urteilen, bezogen sich die Äußerungen Doucets auf die Frauen, die auf dem Geh-

steig vorbeispazierten. Fisher schnappte lediglich einige Bruchstücke der Unterhaltung auf, und es wurde deutlich, dass Doucets Kommentare anatomischer Natur waren. Das war keine große Überraschung. Tatsächlich war es Doucets Impulsivität, die Fishers Aufmerksamkeit erregt hatte.

Romain Doucet betrachtete sich selbst als aufstrebenden Mafiosi, obwohl sich seine Verbrechen bisher nahezu ausnahmslos auf brutale Raubüberfälle und simple Einbrüche beschränkt hatten. Gleichwohl waren seine Männer ihm loyal ergeben, und die Bewohner seines Viertels fürchteten seine Brutalität so sehr, dass sie nur allzu bereit waren, ihm bei Bedarf ein Alibi zu geben. Dies traf unglücklicherweise auch nach der Vergewaltigung eines fünfzehnjährigen einheimischen Mädchens zu. Natürlich hatte die Polizei ermittelt, aber mangels forensischer Beweise und aufgrund der Aussage einiger Zeugen, die behaupteten, Doucet zur Zeit des Verbrechens andernorts gesehen zu haben, sah sich der zuständige Staatsanwalt gezwungen, den Vorfall zu den Akten zu legen. Der Vater des Mädchens hatte sich geweigert zu akzeptieren, dass die Ermittlungen eingestellt wurden, und rasch hatte sich das Gerücht verbreitet, dass er bereit sei, sich die ausgleichende Gerechtigkeit etwas kosten zu lassen. Doch Reims war eine ausgesprochen friedliche Stadt, und die wenigen Interessenten, die sich in der Folge bei dem Vater des Mädchens gemeldet hatten, zeigten sich der Aufgabe eindeutig nicht gewachsen. Was Fisher anging, so war ihm im Laufe des vergangenen Jahres klar geworden, dass es bei seinen Aufträgen um alles oder nichts ging (allzu oft um Letzteres), und so hatte er den Job angenommen. Zu jedem anderen Zeitpunkt wäre es ihm ein Vergnügen gewesen, die Sache kostenlos zu erledigen – schon allein aus dem Grund, dass Doucet nichts anderes verdiente –, doch Söldner waren nicht für ihr Mitgefühl bekannt, und Fisher wagte es nicht, das jetzt zu ändern. Abgesehen davon würden die 5000 Euro – beinahe 7000 US-Dollar – seine Ausgaben decken,

bis er die nächste Zahlung von seinem deutschen Freund erhielt. Was Fisher allerdings am meisten interessierte, war eines der Nebengeschäfte, die Doucet betrieb: Identitätsdiebstahl. Wenn man wusste, wo man danach suchen musste, war es relativ einfach, an Geld zu kommen, doch von brauchbaren Ausweispapieren ließ sich das leider nicht sagen. Und für das, was Fisher im Laufe des kommenden Monats zu erledigen hatte, brauchte er jede Menge Ausweise.

Rodolphe Vernier hatte 32 Jahre seines Lebens damit zugebracht, mit einer Reihe edler Brasserien in Paris und Marseille ein beträchtliches Vermögen anzuhäufen, ehe er sich 1999 zur Ruhe gesetzt und die Leitung der Geschäfte seinen Söhnen überlassen hatte. Rodolphe ließ sich in Reims nieder, wo er seine gegenwärtige Ehefrau kennengelernt hatte. Kurz nach ihrer Hochzeit adoptierte er Marie, die Tochter seiner Gattin. Er liebe das Mädchen, als wäre sie sein eigen Fleisch und Blut, hatte er Fisher bei ihrem ersten Treffen erzählt, und hätten ihn sein fortgerücktes Alter und sein Bekanntheitsgrad nicht daran gehindert, wäre es ihm eine Freude gewesen, sich persönlich um Romain Doucet zu kümmern. Bei jedem anderen Mann hätte Fisher das als Aufschneiderei aufgefasst, doch die tiefe Traurigkeit in Verniers Augen verriet ihm, dass der alte Mann die Wahrheit sagte.

„Haben Sie ihn gefunden?“, fragte Vernier. Sie saßen auf der Terrasse hinter Verniers Villa, neben einem plätschernden Springbrunnen. Eine pausbäckige Marmorputte spie unablässig in hohem Bogen Wasser. „War er dort, wo ich ihn vermutet habe?“

„Ja, ich habe ihn gefunden“, erwiderte Fisher auf Französisch. Er hatte sich so weit verkleidet, dass Vernier Schwierigkeiten haben würde, eine genaue Beschreibung von ihm abzugeben: eine Baseballkappe, die Fishers struppiges Haar verbarg, eine dunkle Sonnenbrille und ein stoppeliger Fünf-Tage-Bart.

„Können Sie es tun?“, fragte Vernier.

„Ja. Aber ich werde ihn nicht töten.“

„Nicht? Warum nicht? Wenn es ums Geld geht ...“

„Es geht nicht ums Geld. Sondern darum, dass wir beide keinen Ärger brauchen können. Wenn man einem Mann wehtut, der es verdient, freuen sich die Polizisten im Stillen und halten sich aus dem Fall raus; wenn man einen Mann jedoch *umbringt* – selbst wenn er nichts anderes verdient –, werden die Staatsanwälte sie dazu zwingen, ihrer Aufgabe nachzukommen. Vertrauen Sie mir: Wenn ich mit Doucet fertig bin, wird er nicht mehr derselbe sein.“

Vernier dachte kurz nach, dann nickte er. „Wollen Sie bereits jetzt einen Teil des Geldes haben?“

„Nein.“ Wieder überkam Fisher das schlechte Gewissen: Hätte er die vereinbarte Summe nicht so dringend für seine übergeordnete Mission benötigt, hätte er Vernier gesagt, er solle sein Geld behalten. Sich um Doucet zu kümmern war ein Dienst an der Allgemeinheit. Trotzdem gab Fisher dem Franzosen jetzt detaillierte Anweisungen, wo und wann er das Geld deponieren sollte. „Sobald ich den Job erledigt habe, werde ich es abholen. Wie geht es Ihrer Tochter?“

Vernier zuckte die Schultern. „Ein bisschen besser, nehmen wir an. Sie ist bei einem Therapeuten in Behandlung. Gott sei Dank spricht sie wieder mit uns und beginnt, Interesse an verschiedenen Dingen zu zeigen. Ich möchte Ihnen danken für Ihre ...“

„Danken Sie mir, indem Sie mich vergessen. Vergessen Sie mich. Vergessen Sie, dass Sie mich angeheuert haben, um diese Sache zu erledigen. Reden Sie mit niemandem darüber. Keine Prahlerei. Unternehmen Sie in den nächsten 24 Stunden etwas mit Ihrer Familie, und lassen Sie sich sehen. Haben Sie verstanden?“

„Um ein Alibi zu haben?“

„Ja.“

Vernier musterte Fisher einige Sekunden lang. „Wollen Sie mir nicht drohen – mir sagen, dass ich nicht mit der Polizei reden soll?“

Fisher lächelte zynisch. „Sie werden nicht mit der Polizei reden.“

„Nein, wahrscheinlich nicht.“ Fisher hielt seinem Blick stand, bis er sagte: „Nein, das werde ich definitiv nicht tun.“

„Die Polizei wird Ihnen einen Besuch abstatten, Ihnen Fragen stellen. Bringen Sie Ihr Alibi nicht vorschnell ins Spiel. Lassen Sie die Polizei die Laubarbeit erledigen. Sagen Sie ihnen, dass es Ihnen nicht leidtut, was mit Doucet geschehen ist, und dass Sie, Ihre Frau und Ihre Tochter lediglich versuchen, Ihr normales Leben wieder aufzunehmen. Eine Zeit lang wird jeder annehmen, dass Sie für Doucets Geschick verantwortlich sind. Bleiben Sie jedoch stur bei Ihrer Geschichte, wird das Gerede schließlich verstummen. Verstanden?“

„Ich verstehe.“

„Versäumen Sie nicht, am Samstag die Nachrichten zu hören, und hinterlegen Sie später am Abend den Schlüssel für mich. Ich werde ihn dann holen.“ Vernier sollte einen braunen Briefumschlag, der das Geld enthielt, in einem Schließfach deponieren, das er in einem hiesigen Motel gemietet hatte. Sobald Maries Adoptivvater sicher war, dass Fisher seinen Auftrag erledigt hatte, würde er den Schließfachschlüssel unter eine Vogeltränke im Hinterhof des Motels legen.

Fisher stand auf und streckte dem Franzosen die Hand hin. „Viel Glück.“

„Ihnen auch.“

Wahrscheinlich hatten sich Doucet und seine Fünferbande zu häufig die *Sopranos* und die *Pate*-Trilogie angesehen, da sie sogar über eine Art Gemeinschaftshaus verfügten, das sie offenbar als Treffpunkt für gesellige Stunden betrachteten: ein 250 Quadratmeter großes Lagerhaus in einem größtenteils verlassenen Industriegebiet in einem der westlichen Vororte von Reims. Am Wochenende kamen sie nahezu jede Nacht, nachdem sie durch die Kneipen der Stadt gezogen waren, in diesem Lagerhaus zusammen – manchmal mit den Frauen, die sie

aufgegabelt hatten, meist jedoch ohne weibliche Begleitung –, wo sie sich betranken und bis zum Morgengrauen lausige Kung-Fu-Filme anschaute.

Fisher blieb ihnen eine Stunde lang auf den Fersen, gerade lange genug, um sicherzugehen, dass sie sich an ihre samstagabendliche Kneipentour-Routine hielten, ehe er zu seinem Auto zurückging und in das Industriegebiet fuhr. Er parkte eine halbe Meile von dem Lagerhaus entfernt, um die restlichen Meter zu Fuß zurückzulegen und die Nebenstraßen zu erkunden, bevor er sich zu dem Unterschlupf vorarbeitete, den er bereits ausgekundschaftet hatte. Es war kurz vor elf Uhr nachts, so dass es in den Straßen noch dunkler und ruhiger war als gewöhnlich. Problemlos fand er die Bäume, deren Äste über die Verladerampe des Lagerhauses ragten, und machte es sich unter ihnen bequem. Er hatte Zeit, in Ruhe nachzudenken.

Im Laufe des letzten Jahres hatte sein Leben eine dramatische Wendung genommen. Nicht, dass er nicht mit der Möglichkeit einer solchen Entwicklung gerechnet hatte, doch ihre Auswirkungen waren weitaus tiefgreifender gewesen, als er sich je vorgestellt hatte. *Vor ... jetzt*, dachte er. Früher: ein Soldat im verdeckten Einsatz, ein Splinter Cell für Third Echelon, die streng geheime Operationssparte der NSA. Jetzt: ein heimatloser Söldner. Ein Mörder. Nein, war es nicht noch schlimmer? Er war ein Mann, der einen seiner ältesten und besten Freunde verraten und ermordet hatte: Lambert. Nichts davon erschien ihm wirklich, als wäre das Ganze ein Film, den er vor langer Zeit gesehen hatte und an den er sich nur noch vage erinnern konnte.

Vielleicht würde eines Tages die Wahrheit ans Licht kommen und das Geschehene anders beurteilt werden, doch dieser Tag lag noch in weiter Ferne, und es gab keinerlei Garantie dafür, dass er je kommen würde. Für den Augenblick musste Fisher sich um das kümmern, was direkt vor ihm lag, und weiterhin nach dem Licht am Ende des Tun-

nels Ausschau halten. Bei diesem Gedanken lächelte er. *Wie lautet noch dieses alte Sprichwort? „Pass auf, dass das Licht am Ende des Tunnels nicht von einem entgegenkommenden Zug stammt.“*

Über ihm ertönte ein fernes Donnerrollen, Sekunden später gefolgt von einem gleißenden Blitz im Süden. Ein leichter Nieselregen setzte ein, und Fisher streifte seine Kapuze über und wartete geduldig weiter.

Kurz vor ein Uhr bog Doucets rostfleckiger weißer Citroën Relay-Van, dessen Radkappen schon vor langen Jahren verloren gegangen zu sein schienen, in die Auffahrt des Lagerhauses ein und folgte ihr bis zu dem Rondell hinter der Verladerampe. Mit einem leisen Quietschen kam der Relay sechs Meter von Fisher entfernt zum Stehen. Aus dem Fahrzeug drangen Gelächter und Rufe. Keine Frauenstimmen, soweit Fisher das von seiner Position aus beurteilen konnte. Die Seitentür des Relay glitt auf, und die Doucet-Bande torkelte ins Freie; sie schienen Probleme zu haben, sich auf den Beinen zu halten. Fisher ging durch den Kopf, dass das Ganze enttäuschend einfach sein würde. Während seiner wochenlangen Observation der Bande hatte er keine Schusswaffen zu Gesicht bekommen, nur unzählige Messer und Schlagstöcke. Die zwei Gewalttaten, deren Zeuge er geworden war – Prügel, die Doucets Männer aus unersichtlichen Gründen vorbeikommenden Passanten verabreicht hatten, ob berechtigt oder nicht –, hatten seine Vermutungen bestätigt: Doucet und seine Bande waren brutale Schläger, aber gute Straßenkämpfer. Egal. Heute Nacht würde gut nicht gut genug sein, und er hatte nicht die Absicht, es überhaupt zu einem Kampf kommen zu lassen – zumindest nicht zu einem fairen. So etwas gab es in diesem Geschäft nicht.

Doucet stieg aus dem Lieferwagen. Trotz des Regens trug er rote Nylonjogginghosen von Nike und ein enges weißes T-Shirt, das seinen muskulösen Körperbau betonte.

„Hey, André, mach die verfluchte Tür auf, ja?“ , rief er.

André eilte die Verladerampe zur Tür hinauf. Er schaute auf, sah die kaputte Lampe, die Fisher unschädlich gemacht hatte, und tippte mit seinem Finger dagegen. Die Lampe blieb dunkel. Noch ein Tippen. Immer noch dunkel.

„André!“ Doucet torkelte betrunken auf die Stufen zu. „Scheiß drauf!“

André öffnete die Tür, und Doucet betrat das Lagerhaus, gefolgt vom Rest seiner Bande.

Fisher gab ihnen zehn Minuten, um es sich bequem zu machen, sich ein Bier zu schnappen und mit dem Kung-Fu-Film anzufangen, der für heute Nacht auf dem Programm stand, dann holte er die beiden Kanthölzer, die er früher an diesem Tag unter einem Blätterhaufen deponiert hatte. Er ging die Auffahrt zur Vorderseite des Gebäudes hinunter und platzierte das erste Kantholz unter dem Türgriff der Vordertür, bevor er zur Rückseite des Lagerhauses zurückkehrte und die Tür zur Verladerampe auf dieselbe Weise blockierte. Anschließend huschte er zu den Bäumen zurück und holte seinen Rucksack.

Wieder auf der Verladerampe, kletterte er auf das Geländer, stützte eine Hand an der Wand ab und lehnte sich nach vorn, bis er das wagenradgroße Gehäuse der Klimaanlage erreichte, das an der Rückwand des Lagerhauses angebracht war. Als er daran Halt gefunden hatte, ließ er seinen linken Fuß vom Geländer gleiten und setzte ihn auf einen Flansch, der aus dem Gehäuse herausragte. Seine andere Hand und der andere Fuß folgten, und völlig lautlos zog er sich auf die Anlage hoch. Auf Zehenspitzen überquerte er das gewellte Metallblech, bis er zu dem Oberlicht gelangte, das er bereits zuvor in Augenschein genommen hatte. Dabei hatte er festgestellt, dass es zwar nicht verschlossen war, die Angeln jedoch laut quietschten, weshalb er sie mit einigen Spritzern Silikonleitmittel eingeschmiert hatte. Jetzt ließ er

sich flach auf dem Bauch nieder, presste sein Ohr gegen das Metallblech und lauschte: Gelächter und im Hintergrund melodramatisches Kampfgeschrei und blecherne Filmmusik. Fisher hob das Oberlicht an, legte es geräuschlos auf dem Dach ab und ließ dann seine Füße so weit in die Öffnung gleiten, bis sein rechter Fuß eine Leitersprosse fand. Er kletterte drei Stufen nach unten, streckte die Hand nach dem Oberlicht aus und schloss es wieder, ehe er die Leiter ganz hinunterstieg. Er befand sich in einer Toilettenkabine, die sich an das Badezimmer anschloss. Der ursprüngliche Eigentümer des Lagerhauses hatte den erhöhten Bürobereich, der das hintere Drittel des Gebäudes einnahm, zu einem offenen Appartement umbauen lassen, von dem aus man jetzt den Treffpunkt der Doucet-Bande überblickte – eine Ansammlung ramponierter Lehnstühle und durchgesessener Sofas, die um einen Fünfzig-Zoll-Flachbildfernseher herum gruppiert waren.

Fisher drückte sein Ohr an die Tür. Offensichtlich befand sich niemand im Badezimmer. Er öffnete die Tür, nahm sich einen Moment Zeit, um die Angeln zu ölen, ging an der Toilette und dem Waschbecken zur Rechten vorbei und öffnete vorsichtig die Außentür, die glücklicherweise keinen Laut von sich gab.

Direkt vor ihm befand sich ein hüfthohes Stahlgeländer, das über die gesamte Länge des Lofts verlief und bei einer Treppe an der gegenüberliegenden Wand endete. Rechts von ihm waren eine kleine Küche, eine Frühstücksnische und ein Waschbereich auszumachen, die durch herabhängende senfgelbe Bettlaken voneinander abgetrennt wurden. Im Abstand von drei Metern wurde das Loft von Stützbalken unterteilt.

*Ein klirrendes Geräusch ertönte.* Ein Teller. Fisher erstarrte.

Als er sich umschaute, tauchte einer von Doucets Männern auf – dem Aussehen nach zu urteilen, war es Pierre –, der sich gemächlich von rechts nach links bewegte, die Treppe hinuntertrottete und schließlich außer Sicht war. Fisher schlich zum Geländer und schaute

nach unten. Die ganze Bande saß beisammen, noch immer betrunken und von dem Film völlig gefesselt; hin und wieder brüllten sie den Charakteren Verwünschungen zu und standen auf, um einen besonders gelungenen Tritt oder Schlag nachzuahmen.

Fisher kehrte in die Toilettenkabine zurück, nahm aus seinem Rucksack, was er benötigte, und zog die Tür bis auf einen Spaltbreit zu. Jetzt würde er die Dinge ihren Lauf nehmen lassen.

Er musste nicht lange warten. Nach ungefähr zehn Minuten vernahm er polternde Schritte auf der Treppe. Einige Sekunden später schwang die Badezimmertür auf. Durch den Spalt zwischen der Tür und dem Rahmen sah Fisher, wie das Bandenmitglied hereinkam, das sie Louis nannten. Fisher wartete, bis der Mann vor der Toilette stehen blieb, dann stieß er die Tür auf, schnellte vor und verpasste Louis mit einem bleigefüllten Lederknüppel einen harten Schlag hinter das rechte Ohr. Louis sackte zusammen, ohne auch nur den geringsten Laut von sich zu geben. Fisher packte ihn unter den Armen und ließ ihn zu Boden sinken. Rasch fesselte er Louis' Füße und Hände mit flexiblen Kabelbindern, ehe er die Spülung der Toilette betätigte, einige Sekunden lang den Wasserhahn laufen ließ und dann in die Küche ging.

Er öffnete das Türchen unter der Spüle, kniete nieder, steckte seinen Kopf in den Schrank und rief in kehligem Französisch: „Hey, Pierre!“

Keine Antwort.

„Hey, Pierre!“

„Was ist?“

„Hilf mir mal. Irgendwas stimmt mit der verdammten Spüle nicht!“

Schritte dröhnten die Treppe hinauf. Den Kopf noch immer in dem Schrank, streckte Fisher die Hand aus und winkte Pierre zu sich. Der Franzose kniete sich hin, um sich zu seinem vermeintlichen Kumpan zu gesellen, und als sein Kopf in den Schrank glitt, stieß Fisher sein

Gerber-Guardian-Stiefelmesser nach oben und hielt Pierre die Klinge unter den Hals.

„Keinen Mucks“, flüsterte Fisher, „oder ich schlitze dir die Kehle auf. Nicke, wenn du mich verstanden hast.“

Pierre nickte.

„Egal was passiert, deine Freunde werden nicht schnell genug sein, um dich zu retten. Kapiert?“

Noch ein Nicken.

„Wir werden nun aufstehen und ins Badezimmer gehen. Sei jetzt schön artig und leise ...“

Fisher zog Pierre auf die Füße und folgte ihm ins Badezimmer. Als Pierre Louis' reglose Gestalt erblickte, versteifte er sich sichtlich und wollte sich zu Fisher umdrehen, aber der hatte seinen Lederknüppel bereits zur Hand. Mit einem ächzenden Stöhnen kippte Pierre nach vorn und sank auf seinen bewusstlosen Freund. Fisher fesselte die beiden an Händen und Knöcheln zusammen.

*Zwei hin. Drei im Sinn.*

Wäre dies ein von Third Echelon autorisierter Einsatz gewesen, so hätte die wichtigste Operationsregel gelautet: anonym bleiben. Kein Durcheinander, keine Komplikationen, keine Fußspuren. In diesem Fall jedoch war das Überraschungsmoment der Schlüssel zum Erfolg. Romain stand kurz davor, auf äußerst unangenehme Weise das Gesetz von Ursache und Wirkung kennenzulernen.

Fisher versuchte gar nicht erst, unentdeckt zu bleiben, als er die Treppe nach unten ging. Dennoch hatte er fast den Fuß der Stiegen erreicht, als Doucet ihn schließlich bemerkte. „Wer zur Hölle sind Sie?“

„Der Gasableser.“

„Was?“

„Volkszählung.“

Doucet und die anderen drei – Georges, Avent und André – sprangen auf.

„Wie sind Sie hier reingekommen?“ Das war Avent. Die Spitze seines rechten Ohrs fehlte; die sichelartige Form deutete darauf hin, dass es ihm ähnlich ergangen war wie Evander Holyfield im Kampf gegen Mike Tyson.

Fisher umrundete die Gruppe und hielt sich links von ihr. Ein Sofa stand zwischen ihm und den vier Männern. Er ließ Doucet nicht aus den Augen, und niemand würde einen Finger rühren, ohne dass der Bandenchef das Zeichen dafür gab.

„Ich sagte: Wie sind Sie hier reingekommen?“

„Pierre und Louis haben mich reingelassen“, sagte Fisher. „Du kannst sie selbst danach fragen, sobald sie wieder wach sind.“

Der Blick der vier wanderte zum Loft empor und wieder zurück zu Fisher. Der Umstand, dass Doucet ihn noch nicht angegriffen hatte, verriet Fisher, dass der Franzose mit Überraschungen nur schlecht zurechtkam. Dieser unverschämte Fremde, der hier aufgetaucht war, hatte die Ordnung der Dinge auf den Kopf gestellt. Hatte seinen Samstagabend durcheinandergebracht.

„Das ist ein Irrtum, Arschloch“, knurrte Doucet. „Wissen Sie, wer ich bin?“

„Du meinst, mal abgesehen von der Tatsache, dass du ein ausgemachter Drecksack bist? Nein, da fällt mir nicht das Geringste ein.“

„Sie sind tot, Monsieur! Georges, ruf die anderen an. Sie sollen herkommen. Wir werden Hilfe brauchen, um diesen Kerl zu verscharren.“

Georges zog sein Handy aus der Hosentasche und wählte. Dann starrte er mit gerunzelter Stirn auf das Display. „Kein Empfang.“

Fisher holte ein schwarzes Kästchen von der Größe einer Zigarettenschachtel aus seiner Jackentasche und hielt es hoch, damit sie es sehen konnten. „Ein GSM-Signalstörer. Die Reichweite beträgt etwa zehn Meter. Vielleicht hast du draußen mehr Glück.“

Auf Doucets Nicken hin ging Georges zur Tür, doch sie ließ sich nicht öffnen.

„Hätte ich fast vergessen“, sagte Fisher. „Ich habe uns eingesperrt.“

„Uns eingesperrt?“, wiederholte Doucet mit einem unsicheren Grinsen. „Warum zum Teufel sollten Sie das machen?“

„Ich möchte nicht gestört werden.“

Georges war an Doucets Seite zurückgekehrt. Die vier starrten Fisher an. Doucet sagte: „Sie haben fünf Sekunden, lebend von hier zu verschwinden.“

Das ironische Lächeln, das Fishers Lippen umspielt hatte, verschwand. „Hör auf, dir den Mund fusselig zu quatschen, du Wurm, und komm endlich zur Sache.“

Fisher hatte seine Worte kaum ausgesprochen, als Doucet vor-schnellte, die Lehne des Sofas packte und es beiseiteschleuderte, als bestünde es aus Styropor. Einen Sekundenbruchteil bevor Avent nach vorn stürmte, hörte Fisher das charakteristische *Schnapp* eines aufschnellenden Springmessers. Der Mann war schnell, aber vorhersehbar, verriet seine Angriffszüge mit seinen Schultern. Avent hieb mit der Klinge in einem weiten Bogen nach Fisher, der weit genug zurückwich, um dem Messer zu entgehen, jedoch so nahe bei seinem Gegner blieb, dass ein rascher Schritt vorwärts ausreichte. Er packte den Arm des Franzosen am Handgelenk und am Ellbogen, ehe er sich mit einer Drehung nach unten sacken ließ und sein gesamtes Gewicht in den Drehmoment legte. Avents Arm brach am Ellbogen. Aus dem Augenwinkel heraus sah Fisher eine Bewegung – Georges und André –, drehte sich um und hebelte den Arm des schreienden Avent so weit herum, bis Avent seinen Freunden in die Quere kam. Fisher trat ihm in die Kniekehle, um ihn zu Fall zu bringen, und stieß ihn in Georges' Richtung. Georges strauchelte. Fisher folgte ihm und huschte nach links, um Georges zwischen sich und Doucet zu halten. Als er auf

einer Höhe mit Georges war, schoss Fishers Faust vor und traf den Kieferknochen seines Gegners direkt unter dem Ohr. Ein gedämpftes Krachen ertönte, als der Knochen zersplitterte. Georges keuchte und sackte zusammen. Wimmernd wand er sich am Boden. Als er seine beiden Kameraden hingestreckt sah, zögerte André, wenn auch nur für einen Moment, bevor er sich auf Fisher stürzte; seine Arme wirbelten durch die Luft wie die Flügel einer Windmühle. Fisher trat einen Schritt zurück, wartete, bis André sein Gewicht auf sein Standbein verlagert hatte, und verpasste ihm dann einen harten Tritt gegen die Kniescheibe, die zerbarst. Als André nach vorn brach, ramnte Fisher ihm sein Knie unter das Kinn. Andrés Kopf schnellte ruckartig nach hinten, und er stürzte bewusstlos zu Boden.

Einige scheinbar endlose Sekunden lang starrte Doucet den unbekanntes Eindringling an; seine Brust hob und senkte sich, und die Adern an seinem bulligen Hals traten deutlich hervor. Er schaute sich um, grinste spöttisch und ging zu einem der Lehnstühle hinüber. Doucet hob einen gut anderthalb Kilo schweren und ungefähr einen Meter langen weißen Kricketschläger auf und wandte sich wieder Fisher zu. „Willst du jetzt wegrennen, Arschloch?“, fragte Doucet.

„Nein, danke. Um ehrlich zu sein, eignet sich dieser Schläger perfekt für das, was ich im Sinn habe. Ich werde ihn dir abnehmen und dir zeigen, was man damit alles anstellen kann.“

„Und wie willst du das machen?“

Fisher Lächeln gefror. „Das wirst du gleich sehen.“

Doucet stürmte vor. Er war noch keine zwei Schritte weit gekommen, als Fisher sein Gerber-Messer aus der Scheide zog. Doucets linkes Bein schoss gerade vor, als das Messer nach unten sauste und sich bis zum Griff in den Oberschenkel des Ganoven bohrte. Das Bein fiel nach unten und knickte sogleich unter dem Franzosen weg, als wäre er auf einer gefrorenen Pfütze ausgerutscht. Mit dem Messer im Bein stürzte er auf den Beton. Das Geschrei begann.

Es dauerte keine zehn Minuten, um Pierre und Louis nach unten zu befördern und Georges, André und Avent zu fesseln und auf das Sofa zu verfrachten. Doucet, dem Fisher einen Hieb mit seinem Lederknüppel verpasst hatte, um ihn ruhigzustellen, war kaum bei Bewusstsein und brabbelte irgendwelches unverständliches Zeug, während Fisher seine Handgelenke und Knöchel mit Kabelbindern an die Beine des stabilen Eichen-Couchtisches band.

Fisher bereitete sich eine Tasse Tee zu, setzte sich auf einen der Lehnstühle und wartete, bis die anderen nach und nach das Bewusstsein wiedererlangten. Doucet war der Letzte, der wieder zu sich kam. Fisher hatte Doucets Oberschenkelwunde mit einem Sweatshirt abgebunden, das er zwischen den Sofakissen gefunden hatte. Er hatte gut gezielt: Das Gerber hatte keine Arterie verletzt, sondern nur Muskeln. Er fand als Erster seine Stimme wieder. „Was zum ...“

„Die Fragen könnt ihr euch schenken, Gentlemen. Das hatten wir schon. Jetzt ist die Zeit für Antworten. Ihr betreibt ein florierendes Geschäft mit Identitätsdiebstahl. Ich will wissen, wo ihr eure Unterlagen aufbewahrt.“

Louis sagte: „Wir haben keine ...“

Fisher brachte ihn mit einer erhobenen Hand zum Schweigen. Er hob den Kricketschläger auf, der neben seinem Stuhl lag, dann stand er auf und ging hinüber zu Doucet, der ihn mit offenem Mund anstarrte.

„Ich werde jetzt anfangen, eurem Boss ein wenig wehzutun“, sagte Fisher. „Wie sehr, liegt an euch. Je schneller ihr mir verratet, was ich wissen will, desto weniger sauer wird er hinterher auf euch sein.“ Fisher hob den Kricketschläger in Hüfthöhe, streckte seinen Arm aus, ließ den Schläger einen Moment über Doucets Kniescheibe schweben und schlug dann zu.

*Knack!*

Doucet schrie. Fisher wartete, bis er sich wieder beruhigt hatte:

„Noch ist der Knochen nicht gebrochen, Jungs. Das nächste Mal werde ich ein bisschen mehr Schwung in den Schlag legen.“

„Sagt's ihm“, sagte Doucet.

Niemand sprach. Sie sahen überallhin, bloß nicht zu ihrem Boss.

„Sagt's ihm, oder Gott möge euch beistehen!“

Louis sagte: „Hinter dem Wäschetrockner. Da ist eine Mappe.“

„Rührt euch nicht vom Fleck“, sagte Fisher, ehe er die Treppe hochging, den kleinen Handkoffer hinter dem Wäschetrockner hervorzog und wieder nach unten kam. „Eine Sache noch, rein geschäftlich. Romain, du hast dich schlecht benommen ...“

„Ich habe nichts ...“

„Halt die Klappe. Du hast dich schlecht benommen, und es wird Zeit, dafür zu zahlen. Ich werde einige Dinge mit dir anstellen, die dir eine Menge Schmerzen bereiten werden, aber du wirst es überleben. Und wenn du wieder gesund bist, möchte ich, dass du dich an diese Nacht erinnerst. Wenn du später auch nur eine Zigarettenkippe auf die Straße wirfst, eine Zeitschrift klaust oder eine alte Dame beschimpfst, komme ich zurück und töte dich.“ Fisher sah die anderen der Reihe nach an. „Das gilt für euch alle. Und dabei werde ich mir dann sehr viel Zeit lassen. Kapiert?“ Sechs Köpfe nickten.

Doucet sagte: „Sie müssen das nicht tun. Ich kann Ihnen ...“

„Du kannst mir nichts geben und nichts sagen, um etwas an dem zu ändern, was jetzt passiert. Du bist ein primitiver Schläger. Der Verstand von Typen wie dir ist irgendwie falsch programmiert. Damit du wirklich begreifst, was ich meine, muss man dir eine Lektion erteilen, die du nie wieder vergisst.“

„Bitte, nicht ...“

„Dafür ist es leider zu spät“, sagte Fisher. Er wog den Kricketschläger in der Hand und testete sein Gewicht, bevor er dichter an Doucet herantrat, der jetzt unverhohlen vor sich hin schluchzte. „Keine Sorge“, sagte Fisher. „Dir werden schnell die Lichter ausgehen.“

## 2

Am nächsten Morgen um elf bog Fishers Taxi in die Rue de Vesles ein. Fisher ließ es noch hundert Meter weiter fahren, bevor er den Fahrer aufforderte anzuhalten. Er bezahlte den Fahrpreis und stieg aus. Kleiderboutiquen und Schuhgeschäfte säumten die Straße. Fisher ging noch ungefähr hundert Meter weiter, an der Kreuzung der Rue Marx Dormoy vorbei, um dann auf die andere Straßenseite zu wechseln. Keine Hinweise auf Verfolger. Auf der anderen Straßenseite angelangt, änderte er von Neuem die Richtung, ging an der Rue Marx Dormoy vorbei und dann in eine tunnelartige Gasse, die Saint-Jacques-Passage hieß. Als er die Gasse hinter sich hatte, fand er sich in einem Gewirr baumgesäumter Innenhöfe und hoher Gusseisenzäune wieder.

Er suchte die richtige Hausnummer und drückte auf einen der Klingelknöpfe. Einen Moment später fragte eine keuchende Stimme: „Ja?“

„Hier ist François Deyreis.“

Der Türöffner summte, und Fisher stieß die Tür auf, betrat die Eingangshalle und folgte einem kurzen Gang, der zu einer Treppe führte. Er stieg eine halbe Treppe nach unten zur Kellerwohnung und klopfte. Fisher vernahm schlurfende Schritte. Weiter den Gang hinunter flackerte eine Deckenlampe, erlosch und erwachte dann wieder zum Leben. Abelard Boutin öffnete die Tür und bedeutete ihm herein-

zukommen. Boutin kam einem menschlichen Gnom näher als jeder andere, den Fisher je getroffen hatte. Mit Ende fünfzig war er einen Meter sechzig groß und ging stark gebückt. Wenige fettige graue Haarsträhnen bedeckten einen Schädel, der so eingebault war, dass er Fisher an einen Golfball erinnerte. Für Boutin schienen Äußerlichkeiten keinerlei Bedeutung zu haben, zumindest nicht im „Reich des Lebenden“, wie Boutin es nannte. Der Franzose interessierte sich nur für eins: das Fälschen. Ähnlich einem Mathematikgelehrten, der sein Leben mit Zahlen verbrachte, lebte Abelard Boutin, um nahezu vollkommene Fälschungen anzufertigen. In Frankreich gab es jede Menge Fälscher, aber nur eine Handvoll von Boutins Kaliber.

Das und ein anderer Wesenszug von Boutin waren der Grund dafür, dass Fisher jetzt hier war. Man konnte darauf vertrauen, dass Boutin alles Erforderliche tun würde, um seine geliebte Welt intakt zu halten. Kunden, die die Unversehrtheit dieser Welt bedrohten, hatten bei ihm keine Chance.

„Wie kann ich Ihnen heute behilflich sein?“, fragte Boutin keuchend. Er besaß eindeutig eine Vorliebe für *Gitanes*-Zigaretten: Seine ganze Wohnung stank durchdringend nach ihnen. Er schob Fisher in das Wohn-/Fernseh-/Arbeitszimmer des düsteren Appartements. Der Raum wurde von einem knapp fünf Quadratmeter großen Arbeitstisch aus Ahornholz beherrscht, der mit den für Boutins Gewerbe erforderlichen Werkzeugen übersät war. Ein permanent eingeschalteter elektrischer Ofen an dem einen Ende des Arbeitstisches stellte sicher, dass unerwartete Besucher aus den Reihen der Polizei keine verräterischen Unterlagen finden würden, lediglich die Werkzeuge eines begeisterten Anglers, der Köder fürs Fliegenfischen herstellte: Halogen-Verstärkerlampen an Schwingarmen, winzige mehrarmige Klemmzwingen, feine Stifte und Pinsel, ein moderner Fotokopierer und eine Laminiermaschine – um wasserfeste Etiketten herzustellen, hatte Boutin bei ihrem ersten Treffen erklärt. Die spezielleren Fäl-

scherwerkzeuge und -Materialien verwahrte er wahrscheinlich in einem gut versteckten Safe.

„Können Sie die für mich ändern?“, fragte Fisher und ließ die Führerscheine der Doucet-Bande auf den Tisch fallen.

Boutin watschelte zu seinem Besucher herüber, schnappte sich die Führerscheine, studierte einen nach dem anderen eingehend und zuckte dann die Schultern. „Kein Problem. Haben Sie Passfotos dabei?“

Fisher reichte ihm die Fotos, die er in einem Fotoautomaten gemacht hatte.

„Auf die üblichen Namen?“, fragte Boutin.

„Nein, auf diese.“ Fisher reichte ihm eine mit einer Schreibmaschine getippte Liste.

„Bis wann?“

„Wie viel?“

„Hängt davon ab, bis wann.“

„Heute Nachmittag.“

„1600 für alle.“

„Achthundert.“

„Kommt nicht infrage. 1400.“

„Tausend, und das war's dann. Ich bin sicher, Sie wollen mich nicht länger hier haben als unbedingt notwendig.“

Fishers Trick zeigte Wirkung. Boutins Kopf wackelte von einer Seite zur anderen, dann nickte der Fälscher. „Kommen Sie nach fünf Uhr wieder.“

Fisher ging einen knappen Kilometer in Richtung Stadtzentrum, zu einer Sixt-Autovermietung an der Place Aristide Briand, mietete einen weißen Ford Fiesta und fuhr dann auf der D931 nach Norden aus der Stadt hinaus. Kurz nach Mittag traf er in Verdun ein. Einer der wenigen Fälscher, die es mit Boutin aufnehmen konnten, lebte in einem Appartement unweit des Quai de Londres an der Maas.

Im Zweiten Weltkrieg war zwischen Verdun und Reims eine Verteidigungslinie angelegt worden. Abgesehen von seinen Soldatenfriedhöfen war Verdun noch für eine Sache berühmt, die in nur wenigen Reiseführern verzeichnet war, nämlich dass Adolf Hitler während des Ersten Weltkriegs kurzzeitig in Verdun gedient hatte.

Fisher fand Emmanuel Chenevier in einem briefmarkengroßen Innenhof hinter seiner Erdgeschosswohnung, wo er in einem hölzernen Liegestuhl zu schlafen schien; eine Ausgabe des *Graf von Monte Christo* lag aufgeschlagen auf seiner Brust. Als Fisher näher kam, drehte Chenevier jedoch den Kopf, beschattete seine Augen mit einer Hand und lächelte.

„Guten Tag, Sam.“

„Emmanuel.“

Chenevier war nicht nur die einzige Person in Frankreich, die Fishers wahre Identität kannte, sondern auch einer der wenigen „inoffiziellen“ Freunde, die Fisher in diesem Land hatte. Er war ein Veteran des Kalten Krieges, hatte er doch dreißig Jahre lang für die DGSE gearbeitet, die Direction Générale de la Sécurité Extérieure, den französischen Auslandsnachrichtendienst. Anfang der Neunziger hatten Fisher und er sich miteinander angefreundet und waren in Kontakt geblieben. Chenevier war seinem Freund loyal ergeben, und obwohl er wusste, dass Fisher geschasst worden war, hatten sie eine Übereinkunft getroffen: Fisher würde in Cheneviers geliebtem „Sechseck“ keinen Ärger machen, und Chenevier würde Fishers Geheimnis für sich behalten.

„Bitte, nimm Platz, Sam.“ Fisher setzte sich in den anderen Liegestuhl. „Du hast dir das Haar geschnitten“, sagte Chenevier. „Und den Bart abrasiiert ... Ich kann mich nicht erinnern, wann ich dich zum letzten Mal ohne Bart gesehen habe. Ziehst du bald weiter?“

„Ja.“

„Brauchst du Papiere?“

„Ja.“

„Unsere Abmachung gilt doch noch, oder?“

„Natürlich. Gestern hatte ich etwas in Reims zu erledigen, aber nichts, das du nicht auch getan hättest.“

Chenevier schürzte die Lippen. „Ich habe heute Morgen etwas in den Nachrichten gesehen. Eine Meldung über mehrere verletzte Männer in einem Lagerhaus.“

Fisher nickte.

„Hatten sie es verdient?“

„Sie haben noch Schlimmeres verdient.“

„Das kann ich mir kaum vorstellen, Sam. Soweit ich mich erinnere, waren einem der Männer die Arme und Beine gebrochen worden: die Schienbeine und Oberschenkelknochen in beiden Beinen, die Elle und die Speiche in beiden Armen. Sie haben ihn an einen Tisch gefesselt gefunden.“

„Ich dachte, in den Armen wären es drei Knochen gewesen: Elle, Speiche und Oberarmknochen.“

„Das stimmt. Sam, manchmal machst du mir wirklich Angst.“

Fisher erwiderte nichts, und Chenevier beließ es dabei. „Lass uns reingehen. Ich mache uns etwas zum Mittagessen.“

Nach dem Essen sah Chenevier Fishers Beute aus Doucets Lagerhaus durch, um die Gegenstände in zwei Stapel zu teilen: Kreditkarten, Führerscheine, Pässe und, wie Fisher bereits bemerkt hatte, eine Überraschung: ungefähr dreißig Handy-SIM-Karten.

„Die könnten sich als nützlich erweisen“, sagte Chenevier mit einem leisen Pfeifen. „Natürlich muss ich sie vorher überprüfen, aber wenn auch nur einige davon brauchbar sind, wirst du wie ein Geist sein. Was die Kreditkarten angeht ...“

„Die brauche ich nur für Reservierungen. Hotels und Mietwagen.“

„Darum kann ich mich kümmern. Einige der Führerscheine könnten ebenfalls von Nutzen sein ...“

„Die kannst du vergessen. Ich war bereits bei Boutin.“

Chenevier runzelte die Stirn. „Er ist nicht gerade sehr vertrauenswürdig, Sam. Und wenn er aus den Nachrichten von dieser Lagerhausgeschichte erfährt ...“

„Ich weiß. Aber er wird sich bedeckt halten, bis ich weg bin.“

Chenevier lächelte. „Wahrscheinlich hast du recht. Monsieur Boutin besitzt einen ausgeprägten Selbsterhaltungstrieb, nicht wahr? Warum bist du überhaupt zu ihm gegangen?“

„Ich muss ein wenig auf den Busch klopfen. Um zu sehen, wer aus der Deckung kommt.“

„Ah, ich verstehe. Die Pässe sind deine sicherste Option.“

„Das denke ich auch.“

„Ich kann aus diesem Stapel sechs bis acht Stück herstellen. Bis wann brauchst du sie?“

„Übermorgen.“

„*D'accord.*“

„Ich kann dir ...“

„Du brauchst mir nichts zu zahlen, Sam.“

„*Merci*, Emmanuel.“

„Du siehst müde aus. Sag mal: Wirst du je wieder nach Hause zurückkehren können?“

Fisher dachte kurz nach. „Ich weiß es nicht.“

Von Verdun aus fuhr er nach Nordwesten und durchquerte die Ortschaften Forges-sur-Meuse, Gercourt-et-Drillancourt und Montfaucon-d'Argonne, bevor er wieder auf Reims zusteuerte. Obgleich er bezweifelte, dass er eine andere Route zur Grenze einschlagen würde, konnte es nicht schaden, sich mit der Gegend vertraut zu machen. Zwar bestand die Möglichkeit, dass seine Flucht aus Reims ihn geradewegs nach Villerupt und Russange führen würde, doch war er sich des alten Sprichworts bewusst, das da sagte: „Jeder

Schlachtplan ändert sich, sobald der Feind ins Spiel kommt.“ Und sofern er sich in Bezug auf Boutin nicht irrte, würde der Feind bald hier sein.

Nur zwei Fragen blieben offen: Wie gut würden sie sein? Und wie lauteten ihre Anweisungen?

Kurz nach siebzehn Uhr fand er sich wieder in Boutins Wohnung ein. Der Fälscher hatte die gewünschten Führerscheine fertiggestellt. Fisher überprüfte sie, ehe er Boutin das Geld aushändigte. „Gute Arbeit.“

„Das weiß ich. Also, wo wollen Sie jetzt hin?“

„Wer sagt, dass ich von hier weg will?“

„Ich dachte bloß ...“ Boutin deutete auf die gefälschten Führerscheine.

Fisher zuckte die Schultern. „In die Schweiz ... nach Italien. Ein Freund von mir hat eine hübsche Villa in der Toskana.“

„Eine schöne Gegend, die Toskana. Wann werden Sie abreisen?“

„Morgen oder übermorgen.“

„Na dann, gute Reise.“

Fisher verließ Boutins Wohnung und ging geradewegs zu *Jules*, einem Bekleidungsgeschäft an der Ecke Rue de Vesles und Rue Marx Dormoy, und verbrachte eine gute Viertelstunde damit, die Kleiderstände vor dem Geschäft durchzusehen. Von hier aus hatte er die beiden Zugänge zur Saint-Jacques-Passage im Blick. Wie erwartet tauchte Boutin auf. Passionierter Stubenhocker, der er war, nahm er den kürzesten Weg zur nächsten Telefonzelle, in der er knappe dreißig Sekunden verbrachte, bevor er auf demselben Weg wieder zu seiner Wohnung zurückkehrte.

*Guter Junge, Abelard.*

Ebenso wie Emmanuel Chenevier bereitete es auch Boutin keine Schwierigkeiten, eins und eins zusammenzurechnen. Der Mann, den er als François Dayreis kannte, tauchte mit fünf Führerscheinen in seiner Wohnung auf, und wenige Stunden wurden dieselben Namen in den Nachrichten genannt: ein brutaler Überfall in einem Vorort von Reims. Ein Einzeltäter. François Dayreis bedeutete Ärger, mehr als er wert war – ein Kunde, mit dem Geschäfte zu machen Boutin mehr Schwierigkeiten als Gewinn einzubringen versprach. Bevor er seinen anonymen Anruf bei den Behörden getätigt hatte, hatte Boutin seine Werkzeuge und Materialien vermutlich längst sicher versteckt. Wenn Dayreis festgenommen wurde und man versuchte, Boutin mit dem brutalen Geschehen in Verbindung zu bringen, würde die Polizei auf einen alten Mann stoßen, der sich ein Zubrot zu seiner Rente verdiente, indem er in seiner Kellerwohnung Köder fürs Fliegenfischen anfertigte.

Fisher richtete sich darauf ein, warten zu müssen. Boutin würde Besuch bekommen, dessen war er gewiss. Die Reaktionszeit und der Umfang der Maßnahmen, die Boutins Anruf nach sich zog, würden Fisher einiges verraten. Wer würde kommen? Wie viele? Und was am wichtigsten war: Wie sahen ihre Einsatzregeln aus?

Fisher überprüfte seine Uhr: kurz vor neunzehn Uhr. Boutin war clever und würde den Behörden nichts über gefälschte Papiere erzählen, sondern zugeben, dass er den Mann kannte, von dem in den Nachrichten berichtet worden war. François Dayreis sei sein Name. Der Bericht der Lokalpolizei, der Police Municipale, würde an die Police Nationale weitergegeben werden. Da Doucet und seine Kumpane der Polizei zweifellos vom Diebstahl ihrer Führerscheine berichtet hatten (jedoch nicht vom Verlust einer Tasche voller gestohlener Kreditkarten, Pässe und SIM-Karten), würde die Police Nationale davon ausgehen, dass der Angreifer vorhatte, die gestohlenen Papiere zu verwenden. Das wiederum machte die Hinzuziehung von Inter-

pol und der Direction Centrale du Renseignement Intérieur notwendig, der Zentrale des französischen Inlandsnachrichtendienstes, kurz DCRI, die so etwas wie Frankreichs Version des FBI darstellte. Sobald die elektronischen Ohren den Namen François Dayreis aufgingen, würde der eine oder andere Alarm ausgelöst werden. Fisher schätzte, dass ihm alles in allem sechs Stunden Zeit blieben, bevor jemand in den Vereinigten Staaten den Alarmknopf drückte.